

standes unter geistlicher Leitung zu gründen. An vielen Orten bestehen bereits solche Vereine, deren Ziel es ist, den ehrbaren Handwerkerstand zu unterstützen, seinen Kindern und Familien Schutz zu gewähren, in ihnen Frömmigkeit, Religionskenntniß und Sittenreinheit zu fördern. In diesem Sinne wirkt auch die hochverdiente Vinzenz-Conferenz, die mit wunderbarer Klugheit und Bescheidenheit den Leidenden und Dürftigen freiwillig zu Hilfe kommt. Viertens ist es die Sorge für die Jugend, die nicht genug zu empfehlen ist. „Verwendet, ruft der hl. Vater aus, auf den Unterricht den größten Theil der Sorgen, und haltet keine Vorsicht für zu groß, um das jugendliche Alter von Schulen und Lehrern ferne zu halten, von denen der Pesthauch der Geheimbünde zu befürchten ist.“ Insbesondere soll die erste hl. Communion benützt werden, um den Erstcommunicanten das Gelöbniß abzunehmen, ohne Wissen der Eltern und ohne Erlaubniß des Seelsorgers oder Beichtvaters keinerlei Gesellschaft beizutreten.

Schließlich aber soll die Hilfe von Oben durch die Fürbitte der Heiligen auf all' unser Bemühen herabgerufen werden, damit Gott der so sehr gefährdeten menschlichen Gesellschaft beistehen möge.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Professor Dr. Scheicher in St. Pölten.

(Der deutsche Schulverein. Ein Doctor ohne den hl. Geist. Indianer und Dorfburichen. Das moderne Tobuvabohu. Die Gistschlangen des österr. Schulboten. Die laisirten Spitäler. Soldaten, die Gott nicht fürchten dürfen. Freudiges für Ehetrennungslustige. Gottlose oder verrückte Studenten. Der langweilige Culturkampf. Unterschied zwischen der alten und neuen Welt. Die Propaganda. Sella und Garibaldi. Gegen die Freimaurer. Kinder die glauben und eine Lehrerin, die nicht glaubt. Geht hin und thut dèßgleichen.)

Loast- und Festreden überhaupt darf man mit der kritischen Sonde nie zu nahe kommen; es sind Raketenfeuer, die nur den Zweck haben, vor den Augen resp. Ohren eines schaulustigen Publicums zu verpuffen und einige Augenblicke in den schönsten Farben zu schillern und dann zu sterben. Wir wollen daher an die Reden, welche bei der heurigen Hauptversammlung des „deutschen Schulvereines“ in Graz gehalten worden sind, keine strengere Anforderung stellen, obgleich wir meinen, daß selbst liberale Cultorkämpfer am zweiten Pfingsttage etwas mehr Geist hätten zeigen können. Nur Ein Wort möchten wir hervorheben, das ein sicherer Dr. Varenther gesprochen hat. Er sagte: die nationalen Gegensätze könnten nicht ausgeglichen, sie müßten ausgefochten werden. Frei oder Tod sei die Lösung.

Jeder denkende Mensch wird uns gerne zugeben, daß in dieser doctorlichen Weisheit ein sehr trübes Prognosticon für die Zukunft steckt. Das heißt ewigen Kampf für die Zukunft ankündigen, es heißt Ausrottung der kleinen Nationen auf das Banner schreiben. Es würde uns nicht einmal sehr gewundert haben, wenn Barenther etwa noch den Rath angefügt hätte, daß die verehrlichen Schulvereiner gleich zur nächsten Versammlung einige tausend Scalpe anderssprachiger Nebenmenschen mitzubringen hätten. Diese Kampfpolitik haben jedoch die nun schon fast ausgerotteten Indianer auch verstanden und practiziert, ohne daß sie eine hochentwickelte Schule oder einen indianischen Schulverein ihr eigen nennen konnten. Daß die Gegensätze nicht ausgeglichen werden können, sondern ausgefochten werden müssen, das pflegen sonst die Dorfrauber und Professionsstänkerer als ihr Princip zu betrachten. Was hat denn also die Hochschulbildung noch vor den Bauernjungen voraus? Ohne Barenther nahe treten zu wollen, möchten wir unmaßgeblich argwöhnen, daß er am ersten Pfingsttage dem h. Geiste nicht Gelegenheit gegeben, wenigstens nicht in der Kirche, über ihn herabzukommen. Ganz leicht hätte er sonst herausfinden können, daß sich Parther, Elamiter, also wohl auch Deutsche, Czechen, Slovenen, Slovaken, Polen, Magyaren u. gegenseitig leicht in Frieden verständigen könnten, wenn sie die Predigt Petri, die Predigt vom Heiland Jesus Christus, willig anhören und annehmen wollten.

Die Welt wird es noch bitter bereuen und in Blut und Tod es büßen, daß sie auf die neue Schulweisheit statt auf den h. Geist zu hören sich verleiten ließ. Frei oder Tod! Das ist so eine Phrase, bei der man sich nichts vernünftiges denken kann oder von Grauen und Wehmuth niedergedrückt wird. Unreife Knaben mögen bei jeder Gelegenheit die ultima ratio des Erschlagens oder Erschlagenwerden auf die Zunge nehmen. Man weiß, daß ein Knabenwort kein Manneswort ist. Gereiften Characteren rechnet man derartige Phrasendrescherei als Donquixoterie zu deutsch Hannswursterei an. Das ginge der Welt zu den vielen sie bedrückenden Leiden noch ab, daß die Nationen die Raßbalgerei zu ihrem Lebensberufe machten.

Es gibt einen geistigen Weltkampf, den lassen wir uns gefallen. Wenn die Nationen sich bestreben, immer mehr an wahrer Cultur zuzunehmen, wahre Humanität zu zeigen, dann applaudieren wir, dann hat die Existenz vielerlei Völker und Nationen sogar etwas Gutes. Aber mit Indianermanieren und Dorfburschenprincipien bleibe man uns ferne.

Wir wissen übrigens recht wohl, woher die bedauerns- und beklagenswerthen Verstandesverirrungen kommen und haben es auch schon angedeutet. Der Geist Gottes schwebt nicht mehr über den Wässern und Gefilden, die Völker bauen an einem

modernen Babels- oder Verwirrungsthurme, sie wollen den Himmel stürmen und den lieben Herrgott entthronen. Diese Einigkeit im Schlechten hat zur Uneinigkeit im Guten geführt und nun schreien sie: Frei oder Tod.

Staunenswerth enig ist derjenige Theil der Welt, welcher die Präension hat, den Ton anzugeben, die achtzehnhundertjährige christliche Cultur zu untergraben und von der Erde verschwinden zu machen. Machen wir eine kleine Rundschau über die Erde, wir werden die Wahrheit dieses Satzes mehr oder weniger in allen Ländern mit Händen greifen können.

Der österr. „Schulbote“ debutirte in seiner Nr. 5 S. 133 (wir citieren nach den ebenso verdienstlichen als verlässlichen Pädagog. Bl. von J. Panholzer) mit einigen Ungeheuerlichkeiten, ohne zu bedenken, daß er die deutsche Schule dadurch unrettbar compromittiere. Da hieß es: „Was Frankreich unter anderen Factoren bisher schädigte, das war der Clerus. In seinem Banne fühlte sich das Volk ohne Kraft und machtlos, wie die von Giftschlangen überraschten Vögel.“ Das ist natürlich ein sehr packendes Bild, das auf die vom heiligen und überhaupt jedem Geiste verlassenen Leser seines Eindruckes nicht verfehlen wird. Es ist nur Schade, eigentlich nicht Schade, daß die giftige Schlange nicht Clerus heißt. Die nicht unter diesem Banne schmachtenden Franzosen haben schon wiederholt den Beweis geliefert, daß sie mit Guillotine und Petroleum kraftvoll umzugehen wissen, ihre eigenen Mitbrüder grausam zu morden wissen, während die auf den Clerus Hörenden Glauben und Civilisation durch Wort und That selbst bis in die Wüsten Centralasricas tragen. Die Christen sterben für eine schöne Idee, die Gesinnungsgenossen des Schulboten trafehlen und morden im eigenen Lande.

Die Franzosen scheinen übrigens in allem Ernste daran zu sein, sich das Lob des österr. Schulboten zu verdienen. Wir haben schon früher berichtet, daß die Priester aus den Spitälern entfernt worden sind. Gerade den Aermsten der Armen, den auf die öffentliche Verpflegung angewiesenen Kranken hat man den einzigen Trost, den der Religion mit harter grausamer Hand genommen. Wie es in den laisirten und seelsorgerlosen Spitälern zugeht, erzählen uns die conservativen Blätter. Nur Weniges sei uns anzuführen gestattet. Im Spital „des Menages“ gelang es einer armen Frau durch Bitten und schriftliche Eingaben, daß sie vor ihrem Tode noch von einem Priester konnte besucht werden. Neben ihr im Saale lag eine andere Schwerkranke, welche, als sie den Priester sah, sich an denselben wandte und ihn bat, auch ihr die letzten Sacramente zu spenden. Der Priester hatte sich bloß umzukehren, um sein Werk zu vollbringen, aber da trat der Inspector dazwischen und erklärte, dazu habe er kein Recht, die Kranke habe erst die vorschriftsmäßigen

Gefuche einzureichen und nur dann, wenn ein zustimmender Bescheid erfolge, könne die Kranke die letzte Tröstung empfangen. Einige Minuten darauf starb aber die Kranke. Eine andere junge Frau, die mit dem Tode rang, rief die ganze Nacht über nach einem Priester, aber die Aufseherin erklärte ihr ganz trocken, sie habe keine Zeit, sich mit dergleichen zu befassen, und die Kranke starb gegen Morgen. Als die naheliegenden Kranken sich beim dirigierenden Arzte über eine solche Rohheit beklagten, wurden sie mit Kostentziehung bedroht. In einem anderen Spitale kam es seit elf Monaten dieser Tage zum ersten Male vor, daß ein Kranker es durchsetzte, die letzte Nelung zu erhalten. Im Spitale St. Antoine hatte eine Frau, Namens Huard, ihren todtkranken Mann liegen; sie sah die letzten Momente voraus und verlangte deshalb einen Priester; da ihr dies verweigert wurde, holte sie zwei Dienstleute mit einer Tragbahre herbei, ließ, der Spitaldirection zum Troste, ihren Mann wegtragen und ihm zu Hause die hl. Sterbsacramente reichen. Solche und ähnliche Dinge ereignen sich gegenwärtig in den Staatspitälern fast täglich.

Doch nicht den Kranken allein ergeht es so schlimm, nicht sie allein werden oder sollen vom lieben Gott getrennt werden, den Soldaten gegenüber erlaubt man sich dieselbe Ruchlosigkeit. Seitdem die Militärgelstlichkeit beseitigt ist, hat eine Anzahl von den Bischöfen beauftragter Priester fortgefahren, in gelegenen Kirchen und Capellen Gottesdienste zu halten, zu denen die Soldaten freiwillig kommen konnten. Kürzlich ist in der Kaserne des 17. Jäger-Bataillons in Courbevoie (bei Paris) den Soldaten unter Androhung von acht Tagen Arrest verboten worden, der hl. Messe in der Capelle Sainte-Croix beizuwohnen, die für das Militär gefeiert wird. Ein vorstädtisches Winkelblatt hatte herausgeschnüffelt, daß Soldaten ihre Christenpflichten erfüllten, und Lärm geschlagen. Sofort beeilte sich der Gouverneur von Paris mit dem gedachten Verbote. Auch schickte derselbe einen General zum Cardinal-Erbischof, um ihn zu ersuchen, er möge doch die beregten Militärgottesdienste abstellen. Der Cardinal lehnte kurzweg ab. Am Ostertage und an anderen Sonn- und Festtagen wurden die Soldaten dienstlich beschäftigt, ja zum Ausrücken befehligt. Aber der Kriegsminister Campenon erließ einen eigenen Tagesbefehl, um den paar jüdischen Soldaten Urlaub zur Feier der jüdischen Ostern zu gewähren.

Dafür ist den Franzosen eine andere Freiheit zugänglich gemacht worden, eine Freiheit, die sie bereits einmal genossen, aber wegen der vielen schlimmen Folgen wieder fallen gelassen hatten, nämlich die Möglichkeit der Ehescheidung. Das „Waterland“ berichtete darüber: „Der Senat hat das Gesetz von 1816, wodurch die die Ehescheidung betreffenden Bestimmungen außer Kraft gesetzt

wurden, mit starker Mehrheit aufgehoben. Nun fragt es sich noch, ob der Senat auch die einzelnen Artikel des neuen Ehescheidungsgesetzes genehmigen wird. Auf der schiefen Ebene gibt es aber kein Anhalten. Jetzt oder etwas später wird die volle Ehescheidung durchgesetzt. Frankreich wird das ganze Register aller republikanischen Seligkeiten durchkosten müssen, ehe es wiederum zur Einsicht gelangen wird. Im Jahre IX der ersten Republik wurden in dem Bezirke Saint-Denis 4000 Ehen geschlossen und 700 geschieden; das folgende Jahr sank die Zahl der Ehen auf 3000, die der Scheidungen stieg auf 900. So wird es auch jetzt gehen, wo Bühne, Zeitungen und Romanschreiber so gründlich für Ehebruch und Ehescheidung arbeiten. Die Einführung der Ehescheidung ist überhaupt unabwendbar, so lange die Republik besteht. Diese ist das Ergebniß der Revolution, muß die revolutionären Grundsätze zum vollkommenen Ausdrucke bringen. Die heutige Gesetzgebung Frankreichs bricht vollständig mit diesem Grundsatz, bewirkt daher die völlige Auflösung der Gesellschaft in alleinstehende Einzelpersonen. Jedes dauernde Band der Personen untereinander ist gesetzlich ausgeschlossen, daher schon längst verpönt. Deshalb war die Abschaffung der Ehescheidung (1816) nur der erste Schritt einer gesunden Umkehr, dem leider kein zweiter gefolgt ist; denn das Concordat von 1877, mit Beseitigung der berüchtigten organischen Artikel, kam nicht zur Ausführung. Die Zwangstheilung der Erbschaften, die Beschränkung der letztwilligen Verfügungen, überhaupt die ganze revolutionäre bürgerliche Gesetzgebung besteht heute. Es muß daher als höchst auffallend, als eine die Kraft des katholischen Bewußtseins des Volkes bekundende Thatsache betrachtet werden, daß die Ehescheidung seit 1816 wirklich abgeschafft bleiben konnte, ohne daß sich eine Bewegung dagegen erhob. Auch gegenwärtig ist noch nichts von einer solchen zu verspüren. Der ganze Ehescheidungs-lärm ist durch den Juden Maquet angestellt worden. Die republikanischen Blätter und Redner schreiben mit, weil sie denken, durch die Ehescheidung würden, da die Kirche dieselbe nicht zugibt, jährlich Tausende von Katholiken zum Abfalle bewogen werden. Die Ehescheidung ist für sie ein Schlag gegen den Katholicismus.

Dieser revolutionären Gesetzgebung ist es auch zu verdanken, daß in Frankreich die natürliche Mehrung der Bevölkerung immer mehr sich verringert. Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts kommen 4·2 Geburten auf eine Ehe, im Jahrzehnt 1871 bis 1876 dagegen nur 2·7, im Jahrzehnt 1876 bis 1881 noch 2·5. Vor Ablauf des Jahrhunderts wird also die Mehrung verschwinden und werden nur noch zwei Geburten oder noch weniger auf eine Ehe kommen. Die im letzten Jahrzehnt stattgehabte Mehrung der Be-

völkering Frankreichs von 760.000 Seelen ist fast zur Hälfte der Einwanderung zu verdanken. Daß die Ehescheidung die Minderung der Geburten und die Sterblichkeit der kleinen Kinder fördern wird, ist außer jedem Zweifel. So geht es immer weiter mit dem revolutionären Fortschritte. Die Abwehrmittel, welche man dagegen ergreift, sind ohnmächtig. So auch der Antrag des royalistischen Abgeordneten Pieyre, eine staatliche Cassé zu gründen, um den Müttern beizustehen, ihnen die Erziehung ihrer Kinder zu erleichtern. Dadurch kann manches Gute gewirkt werden, aber das Uebel nicht ausgerottet, dasselbe höchstens etwas gemildert werden. Freilich, eine Umgestaltung der Gesetzgebung ist von der Republik nicht zu erwarten, denn zum Selbstmorde ist Niemand verpflichtet."

Während so die große Nation an der Spitze der Gottesfeinde einherschreitet, bleiben die Gesinnungsgenossen kleiner Staaten nicht zurück. Das kleine Belgien hat einst im Guten viel geleistet; ja auch jezt noch werfen die Katholiken nicht die Flinte in's Korn, Beweis dessen, daß sie bei den Wahlen in den letzten Wochen zum Staunen und Aerger aller Juden und Heiden die liberalen Gegner vollständig geschlagen und eine katholische Majorität zu Stande gebracht haben. Das war eine bewundernswerthe katholische That, aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Belgien hat eine katholische Universität, die Großes leistet, hat aber auch andere Universitäten, die nahezu diabolische Resultate in der Verziehung zu Tage gefördert haben. Beweis: Es erscheint in Belgien eine Zeitung „L'Étudiant“, welche das Organ der liberalen Studenten an den nichtkatholischen Landes-Universitäten ist. Diese Zeitschrift gefällt sich darin, eine Statistik der Atheistik der an diesen Anstalten studirenden Jugend zu bieten. Auf die Jünger der Philosophie ist dabei nicht Rücksicht genommen, theils deshalb, weil ihre Zahl nur eine geringe ist, und theils deshalb, weil es unter diesen fast keine Atheisten gibt. An den juridischen Facultäten aber besteht ein Drittel aus Gottesleugnern. Enthusiastisch bemerkt dazu der „Étudiant:“

„Seht Euch aber um in den Hörsälen für (exacte) Wissenschaften, für Medicin und für Technik; mit wenig Ausnahmen ist da Alles atheistisch, Professoren und Studenten. Nicht nur Zahlen beweisen es, sondern auch die gesammte Erscheinung: die Bücher, die Lehrsysteme, bildliche Darstellungen, Microscope, die Secirmesser. Mit einem Worte: Aus den Schulen der Wissenschaften ergießt sich der Strom der theoretischen Gottesleugnung.“

Ergebniß: Unter 5000 Studenten in Belgien — wenn auch die katholische Universität (Löwen) für ganz und gar theistisch gelten mag — können wir auf 2000 Atheisten rechnen."

Hierauf folgt der prophetische Ausspruch, daß der Einfluß dieser atheistisch erzogenen Jugend auf die künftigen Zeiten den end-

lichen Zusammensturz der Gottheit (*écroulement de la Divinité*) bewirken werde, und seufzend fügt der „*Étudiant*“ hinzu: „Wir aber sind zu früh geboren, um dieses unermessliche Ereigniß zu erleben.“

Das „*Tablet*“, dem wir das Voranstehende entnehmen, sieht sich zu der Mahnung veranlaßt: „Die Katholiken Belgiens haben demnach keine Entschuldigung, wenn sie nicht erkennen, was ihren Kindern durch die Wirksamkeit der verweltlichten Staats-Erziehungsanstalten bevorsteht.“

Und wir meinen, auch die Katholiken anderer Länder mögen es sich gesagt sein lassen!

Daß man in Preußen das Barenther'sche Wort auf die religiösen Verschiedenheiten anwendet und bis zur Ausrottung des Katholicismus zu kämpfen entschlossen ist, haben wir schon so oft gezeigt, daß es uns ebenso überflüssig als langweilig erscheint, Ausführlicheres über den Kulturkampf zu berichten. Am 17. Mai hatten die Vertreter des Volkes neuerdings Gelegenheit, eine von Windthorst eingebrachte Resolution um eine organische Reorganisation der Mairgesetze abzulehnen. Die Majorität war nicht groß — 168 gegen 116 Stimmen — aber sie genügte. Was half es, daß Windthorst in seiner Eingangsrede ausschließlich der Regierung die Schuld dafür zuschob, daß die römischen Unterhandlungen nicht vorwärts kommen. Umsonst führte er die auf Grund des vorjährigen Gesetzes geschaffenen Erleichterungen, die hauptsächlich im Interesse des Staates geschehen seien, auf ihr richtiges Maß zurück. 178 Geistliche seien nicht dispensirt, 120 nicht begnadigt. Diese Männer wären heute durchaus nothwendig in den verwaisten Gemeinden, um dem kommenden Umsturze die Stirne bieten zu können. Die Regierung habe selbst die discretionären Vollmachten nicht verlängern lassen, und das bedeute einen Rückschritt gegen früher; zu verwundern wäre dieses Verhalten nicht bei einer Regierung, welche die Grundgedanken der Mai-Gesetzgebung aufrecht zu erhalten bestrebt sei.

Föhr. v. Schorlemer bekräftigte diese Worte und führte im Einzelnen aus, was von dem Wohlwollen der Regierung zu halten sei. In Trier seien nach Verwendung aller Priester noch 100 Gemeinden ohne jeglichen Geistlichen, in Posen 60 Geistliche zurückgewiesen und nur 45 dispensirt. Man begnadige Hochverräther von 1848 und Leute, die im Duell ihre Gegner getödtet, aber die Begnadigung der wegen Mordbetrugs verurtheilten Priester lasse immer noch auf sich warten. Unten suche man den Strom abzuwenden, aber oben öffne man alle Schleusen, um durch die sogenannte moderne Wissenschaft die Gottesleugnung zu verbreiten und der Socialdemokratie die Bahnen zu ebnen. Für die Richtung der Politik sei es bezeichnend, daß die Regierung selbst für das civili-

satorische Werk der Propaganda kein Wort einlege, während man jeden Handelsmann in Schutz nehme, dem im Auslande ein Unrecht widerfahren. Das dürfe so nicht weitergehen; das Volk wolle keinen faulen Frieden und keine Versumpfung des Kulturkampfes; er rufe ihm darum laut zu: Durch Kampf zum Siege!

Minister v. Gösler schlug zwar einen weniger schroffen Ton an, allein er sagte nichts, was mit Hoffnung erfüllen könnte. Am 11. Juni hat dafür der Reichstag mit großer Majorität einen weiteren Windthorst'schen Antrag auf Aufhebung resp. Milde rung des Expatrirungsgesetzes angenommen. Viele Protestanten stimmten mit dem Centrum, weil sie sich endlich zu schämen anfangen, daß deutsche Priester wegen bloßen Messeseßen viel härter als die Socialdemocraten, ja überhaupt ganz willkürlich behandelt werden. Es fragt sich nur, was jetzt die Regierung thun wird.

Aus dem schönen Lande Italien haben wir neulich das traurige Schicksal berichtet, welches der Propaganda zu Theil geworden. Es hat sich seither dießbezüglich wenig geändert. Das Verhalten, welches Schorlemer der preussischen Regierung zum Vorwurfe machte, ist so ziemlich von allen Regierungen eingeschlagen worden. Eine Ausnahme machte Holland, dessen Minister eine Intervention in Erwägung zu ziehen versprach, und zum Theile die freien Staaten Amerikas.

Am 8. Mai sah der geräumigste Versammlungsort New Yorks, die „Cooper Union“, Delegirte aller katholischen Pfarreien der Riesenstadt herbeiströmen. Vom Clerus waren distinguirte Vertreter anwesend, aber meist nur als Zuschauer. Unter den 3500 Laien bemerkte man Staatsmänner, Parlamentarier, Gesandte, Beamte, kaufmännische Notabeln u. Mr. J. O'Brien, Präsident der Kave-rianer, der die Versammlung berufen hatte, bot das Präsidium dem Lordmayor von New York, Mr. Franklin Edson an, welcher die Sitzung sofort mit einer trefflichen Ansprache eröffnete. Der Vorgänger Edson's, Mr. Grace, nahm ebenfalls Theil. Thomas James, Minister für Posten unter Garfield, nahm das Wort zu einer schneidigen Ansprache, welche mit folgenden Worten schloß: „Wenn Italien nicht mit seinen frevlerischen Plänen inne hält, werden wir, das freie Volk, es der Verachtung und dem Fluche des Menschengeschlechtes anheimgeben.“ Mr. J. C. Longhlin verlas dann eine Reihe von Resolutionen, welche mit donnerndem Applaus begrüßt wurden, namentlich die über die Immediat-Intervention des Präsidenten Arthur zu Gunsten des American College.

So verstehen freie Männer die Freiheit. Ein solches Vorgehen ist gewiß auch viel würdiger als das gehässige Wort: Frei oder Tod vom Schulvereinstage in Graz. Es ist auch viel würdiger als das des italienischen Ministers Mancini, der kürzlich in der

Deputirtenkammer erklärte, daß die Freiheit des Weltinstitutes unwiderruflich verloren sei. Dasselbe dürfe nur mit Bewilligung der Regierung Legate annehmen. Uebrigens dürfte unseren Lesern schon bekannt sein, daß die Kirche sich zu helfen gewußt hat, wenigstens für die Zukunft. Sie hat nämlich die Sammelstellen für diese wichtige Anstalt, ohne die sie die Missionen nicht erhalten könnte, in's Ausland verlegt. Die Nuntiaturen werden nun entgegen nehmen, was der christliche Eifer für die unglücklichen heidnischen Mitbrüder aufbringen wird.

Während die neueste Großmacht ihre Herzensgelüste der Kirche gegenüber in dieser Weise gezeigt hat, zögerte sie nicht, auch nach anderer Seite denselben Ausdruck zu leihen. Wir rechnen hieher die Apotheose des Veraubungsministers von 1870, Sella, dem ein Denkmal gesetzt wurde, Straßenbenennungen nach ihm eingeführt wurden u., ferner die sich alljährlich wiederholende Todtenfeier Garibaldi's (2. Juni), wobei es ohne Skandal nicht abgeht u. s. w. Bei solchem Beispiele von oben ist es natürlich nicht zu verwundern, wenn man unten noch weiter geht. Die jugendlichen Kreise der Studenten, ferner die vielfach von der Kirche längst getrennten Arbeiter haben am 8. Juni ein neues, sehr beklagenswerthes sacrilegisches Attentat in der Kirche S. Maria sopra Minerva ausgeführt. Es war der dritte Tag eines Triduum's, durch welches Gott für die vielen Lasterungen in den Tagesblättern und den anticlericalen Vereinen Abbitte geleistet werden sollte. Während der Cardinal-Vicar eben mit dem hochwürdigsten Gute den Segen geben wollte, brüllten die Feinde Gottes wie Beseffene: Hoch lebe Garibaldi! Tod den Pfaffen!

Die in ihrer Andacht gestörten Gläubigen riefen ihrerseits: Hoch lebe unsere katholische Religion, hoch lebe Maria!

Die Polizei mußte schließlich in und vor der Kirche, wo es zugleich zu gewalthätigen Angriffen auf die Katholiken kam, Ruhe stiften. Daß der Scandal von der bekannten Seite arrangiert war, unterliegt natürlich keinem Zweifel.

Die Freimaurer sind eben auf der ganzen Linie bei der Arbeit. Um so mehr ist es begreiflich, daß die Ehrenwerthen des ganzen Erbkreises in Wuth geriethen, als Leo XIII. ddo. 20. April d. J. ein Rundschreiben über die geheimen Gesellschaften ergehen ließ. In dieser eminent wichtigen Rundgebung, die von anderer Seite schon eine Besprechung gefunden, hat der hl. Vater die verborgensten Irrgänge aufgedeckt, die eigentlichen Motoren des überall entbrannten Kampfes vor Aller Augen, die sehen wollen, an's Tageslicht gezogen. Es wäre nur zu wünschen, daß sie Beachtung fände, daß der hl. Geist die Menschen erleuchte. Dann würden sich die Menschen wieder verstehen und es bedürfte keines Ausrottungskrieges zwischen Völkern und Nationen.

Kinder waren es, welche in Einfalt ein tieferes Verständniß dessen, was noth thue, zeigten, als so viele Hochgelehrte. Eine französische Lehrerin dictierte kürzlich ihren arglosen Schülerinnen gotteslästerliche Sätze aus dem famosen, von uns schon besprochenen Buche Paul Bert's und freute sich, daß diese armen Opfer ihrer Aufklärungswuth überlassen seien. Allein als sie die Theken einsammelte, um die Richtigkeit des Geschriebenen zu untersuchen, da fand sie bei Allen ohne Ausnahme nicht ihr Dictat geschrieben, sondern: Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde u. s. w., kurz das apost. Glaubensbekenntniß stand vor ihren Augen geschrieben, wo sie denselben Glauben hatte untergraben wollen.

Hiezu gibt es nur ein Wort: Gehet hin und thuet desgleichen! Wenn man überall von Kampf gegen Gott spricht, mögen die Katholiken aller Länder antworten: Ich glaube an Gott den Vater.

St. Pölten den 16. Juni 1884.

Die äußere Missionsthätigkeit der kath. Kirche.

Aus verschiedenen Missionsberichten zusammengestellt von P. Edmund Hager, O. S. B. in Salzburg.

I. Die Martyrer in Tonking. Aus Wuth über die Besetzung des Landes durch Frankreich hatte die annamitische Regierung nach der Einnahme von Son-Tay an die Gouverneure der von den französischen Truppen nicht besetzten Provinzen im Geheimen den Befehl zur Niedermekelung der Christen gelangen lassen. Während der Gouverneur der Provinz Ton-Hoa in kluger Berechnung sich damit begnügte, den Dingen einfach ihren Lauf zu lassen, stellte sich der vierte Mandarin dieser Provinz selbst an die Spitze der Verfolger und legte in seinem Vernichtungswerk eine wahre Wuth an den Tag. Die Gräuelszenen nahmen mit dem 25. December ihren Anfang. Am heiligen Christfest wurden zwei christliche Niederlassungen gänzlich verwüstet.

Das größte Unheil datirt seit dem 1. Januar. An diesem Tage hatte P. Hoc, ein annamitischer Priester und Pfarrer der am Ma-Flusse gelegenen und an den District des P. Pinabel grenzenden Gemeinde Rhanlo, kaum die hl. Messe gelesen, als er die Ankunft der Soldaten und Mandarinen vernahm. Wohl wissend, daß man hauptsächlich seiner Person nachstellte, suchte der Pater sein Leben durch die Flucht zu retten. Zu diesem Behufe bestieg er mit sieben Catecheten eine Barke, um an das andere Ufer überzusetzen. In

dem nämlichen Fahrzeuge befanden sich überdieß noch zwei einheimische Christen, um als Ruderer zu dienen. Kaum hatte jedoch Vater Hoc das Schiff bestiegen, als die verfolgenden Schergen auch schon herbeistürzten. Den beiden Ruderern wurde sofort das Haupt vom Rumpfe getrennt, und der eingefangene Priester selbst geknebelt nach dem Marktplatz geführt, wo er gleichfalls enthauptet wurde. Dann wurde der Leichnam des ehrwürdigen Priesters nach der Kirche gebracht und an eine Säule festgebunden. Alle Neugetauften, welche die Häsher austreiben konnten, wurden in die Kirche getrieben und ebenfalls an Säulen festgebunden, worauf eine Masse Brennmaterial in der Kirche aufgehäuft und in Brand gesteckt wurde. Das war ein gräßliches Schauspiel. Die armen, lebendig brennenden Christen erhoben entsetzliche Wehklagen, während die Soldaten mit erhobenen Lanzen um den riesigen Scheiterhaufen einen weiten Kreis bildeten, um nur ja keines ihrer Opfer entkommen zu lassen. Die Zahl der hierbei so schrecklich umgekommenen Christen ist noch nicht genau bekannt. Doch wurde diese ganze Christengemeinde zerstört, und nur ihr Vicar, ein eingeborner Priester Namens Vinh, entkam, da er in einem Nachbarorte auf Mission war. Zwei weitere Gemeinden wurden ebenfalls hart mitgenommen, und die meisten christlichen Einwohner niedergemetzelt. Die annamitischen Priester konnten theilweise in die Berge entfliehen und sich in den Wäldern versteckt halten, wo sie mehrere Tage ohne Nahrung zubrachten. In einer vierten Pfarrei endlich kamen 160 Christen um's Leben, während zwei weitere christliche Niederlassungen ebenfalls viel zu leiden hatten, ohne daß es bis jetzt möglich geworden, deren Verluste genau anzugeben.

Die Mandarinen beschränkten jedoch ihre Verfolgungen nicht auf die Provinz Tan-Hoa, sondern dehnten dieselben auch auf die Wilden von Laos aus, wohl wissend, daß sie dort Missionäre und Christen antreffen würden. Im ersten Districte, den sie durchstreiften, entflohen bei ihrer Ankunft drei Missionäre, wovon Vater Pinabel in seinem Versteck im Walde während sechs Tagen nur von wilden Wurzeln sich nährte, und seinen Verfolgern doch in die Hände fiel. Nach Erduldung der ärgsten Mißhandlungen wurde Vater Pinabel an den Gouverneur der Provinz von Tan-Hoa abgeliefert, welcher jedoch dessen Freilassung verfügen mußte, weil durch den inzwischen eingetretenen Thronwechsel und die Ankunft des französischen Bevollmächtigten Tricon in Hue auch ein Wechsel in der annamitischen Politik eingetreten war.

Einem Berichte des Apostol. Vicars von West-Tongking ddo. 28. Februar 1884 zu Folge plünderten die „schwarzen Flaggen“ (eine Revolutions- und Raub-Bande) und Chinesen im Bezirke von Honghoa 60 christliche Weiler, steckten, wenn sie den geringsten

Widerstand fanden, die Häuser in Brand und mekelten Männer, Frauen und Kinder unerbittlich nieder. Ueber 10.000 Christen in der Provinz Sontay flüchteten sich in die Wälder.

Zu gleicher Zeit begannen auf Befehl der chinesischen Behörden die annamitischen Mandarine einen Vernichtungskrieg gegen die Christen der Provinzen Namdinh und Tanhoa. In den Missionen von Chan und Laos wurden 1 eingeborner Priester, 62 Catecheten und Jüglinge und 288 Christen getödet, 242 christliche Dörfer geplündert oder eingeäschert und eine große Anzahl gebrandschatzt.

Tröstliche Aussichten. Gott sei Dank, die Lage der Dinge in Annam und China hat sich in letzter Zeit in erfreulicher Weise zum Bessern gewendet, und ist gegründete Hoffnung, daß dies die Ausbreitung des Christenthums in diesen Reichen mit Gottes Hilfe sehr begünstigen werde.

Den Grund zu dieser Hoffnung bietet der ddo. 11. Mai 1884 abgeschlossene französisch-chinesische Friedensvertrag. Diesem Vertrage zu Folge gewinnt Frankreich folgende Vortheile: 1) China verzichtet auf seine Oberhoheit über das 21 Millionen Einwohner zählende Kaiserreich Annam und fällt diese Oberhoheit nun Frankreich zu. 2) China erkennt das Besitzrecht Frankreichs auf ganz Tonking (die nördliche, an China anstoßende Provinz von Annam) und verpflichtet sich, seine Truppen aus dem Lande zu ziehen. 3) Eröffnet China seine drei an Tonking grenzenden Sübprovinzen: Kuang-Tung, Kuang-Si und Yunnan dem europäischen Handel.

Diese Vortheile werden, so hoffen wir zu Gott und in diesem Sinne werden sicher Missionäre und Katholiken eifrig beten, auch in besonderer Weise der Ausbreitung des Christenthums in Annam und China zugute kommen, und werden die Missionäre dieser volkreichen Länder hoffentlich bald uns erfreuliche Mittheilungen machen können. Es dürfte sich also auch bezüglich der oben mitgetheilten Christenverfolgungen das Wort des heil. Cyprians bewahrheiten: „Das Blut der Märtyrer ist der Same des Christenthums.“

II. Cochinchina und Japan betreffend, berichtet Schwester Benjamin, Oberin der Schwestern vom hl. Paulus in Saigon u. A. folgende erfreuliche Thatfachen: In unseren verschiedenen Häusern von Cochinchina hatten wir in diesem Jahre 1394 Tausen.

Auch in Hong-Kong, einer großen Stadt, wohin ich kam, hörte ich von den Schwestern, daß dort jährlich an 1000 Kinder getauft werden. Es sind dort immer 100 bis 150 Kinder in Pflege bei Ammen und 200 bis 250 im Hause unserer Schwestern.

Die Oberin Benjamin kam auf ihrer Visitationsreise auch nach Japan und meldet aus der Hauptstadt Jedo (die größer und mehr bevölkert ist als Paris) folgendes:

„In einem Stadtviertel, das in der Nähe unseres Hauses ist,

und wo die Kranken-Schwester jeden Tag zu Kranken gerufen wird, zeigt sich eine wunderbare religiöse Bewegung. Zu Ostern hatten wir mehr als 100 Tausen; zu Pfingsten mehr als 60; zu Mariä Himmelfahrt fast bei 100. 120 Catechumenen bereiten sich auf das schöne Weihnachtsfest zur hl. Taufe; wir hoffen für nächste Ostern bei 300 bis 500 Tausen zu haben.

Ebendasselbst bekehrte sich ein japanesischer Prinz, und nichts erbaut so sehr, als zu sehen, wie er jeden Sonntag unter der Volksmenge so andächtig der hl. Messe beivohnt. Sein Vater und die übrigen Glieder seiner Familie haben, um ihn wieder davon abwendig zu machen, wilde Stürme wider ihn erhoben; aber er widersteht all den Stürmen mit bewunderungswürdiger Ausdauer."

III. Ueber die Mission am obern Congo in Afrika, die den Missionären von Algier zugewiesen ist, berichtet der S. P. Moinet ddo. 20. Juni 1883 u. A. Folgendes:

"Als wir im Jahre 1880 die Station Mueva errichteten, sahen wir die Ausdehnung, welche der Verkauf der Negerkinder nehmen würde, nicht vorher. Da die Zahl unserer Waisen allmählig zunimmt (Dank den Almosen unserer Wohlthäter konnte sie bis auf hundert steigen) und unsere Anwesenheit den Eingebornen mehr Sicherheit gewährt, so wird es uns unmöglich sein, denjenigen unserer Pfleglinge, welche das heiratsfähige Alter erreicht, Land zu verschaffen, das für den Anbau geeignet ist. Wir müssen unsere jungen Leute in den Stand setzen, für ihre Bedürfnisse selbst zu sorgen und ihre kleine Familie zu erziehen."

Nach vorher gepflogenen Nachforschungen wurde also die Verlegung des Waisenhauses auf die Meerenge Calamba, welche die Halbinsel Ubuari mit der Westküste von Tanganika verbindet, beschlossen; man mußte sich nur noch mit Pore, dem Herrn und Gebieter des Ortes verständigen, was im Mai 1882 geschah. Der gute, alte Patriarch, welcher die Angelegenheiten der Meerenge leitet, hatte seine Bemühungen schon verdoppelt, um uns zu bewegen, in sein Land zu kommen und dort zu wohnen. Der Empfang, den er unserm Provicar gewährte, war äußerst herzlich, so zwar, daß er ihn an seiner Stelle von allen seinen Unterthanen als König wollte anerkennen lassen. Der Vater nahm dieses Geschenk nicht an, und antwortete, er werde sich mit der Abtretung eines ziemlich großen Stückes Land begnügen, auf dem er unsere Waisen aus Massanze unterbringen könne, die dann mit seinen Töchtern und Enkelinnen Verbindungen eingehen würden. Uebrigens könnten wir, wenn er und sein Volk sich in den Wahrheiten unserer heiligen Religion unterrichten lassen wollte, bald alle mit einander nur eine Familie im Frieden, in der Freude und der Liebe der Kinder des nämlichen Vaters, der im Himmel ist, bilden.

„Ich weiß, antwortete Pore, daß Du die Bewohner von Massanze so unterrichtest; ich will auch mit Dir beten. Mein Land ist das Deine; wähle den Ort, der Dir am besten paßt. Ich werde kommen und bei Dir wohnen; meine Kinder werden die Deinen sein, ja wir werden alle nur eine und dieselbe Familie bilden.“

Auf das hin wählten die Patres im südlichen Theile der Meerenge eine schöne Ebene von 25 bis 30 Kilometer Seitenlänge. Hieher ward ich mit P. Moncet und P. Joubert gesandt, um das Kreuz aufzupflanzen.

Ueber die auch in dem genannten Bezirke gelegene Missionsstation Massanze schreibt derselbe Missionär: Morgens und Abends versammeln wir unsere Waisen mittelst Trompetenschall in einem großen Schuppen, wo sie knieend und mit lauter Stimme gemeinschaftlich ihr Gebet verrichten. Alle Bewohner von Mluwa vereinen ihre Stimmen gerne mit den unsern. Was die Bewohner der benachbarten Dörfer betrifft, so eilen viele, wenn sie Morgens nicht kommen können, wenigstens zum Abendgebet herbei. Bisweilen finden sich unter ihnen sogar Wabembe's, d. h. Menschenfresser von den Bergen im Innern, die ehemals das ganze Land beständig verwüsteten. So zählten wir beim Abendgebet über zweihundert Männer; die Frauen nehmen einen besondern Platz ein und sind nicht die am wenigsten zahlreichen.

Wir gehen überdies jeden Abend aus, um mit unsern Negern auf dem, was man das forum oder den öffentlichen Platz nennen könnte, zu plaudern. Da wird eine gemeinschaftliche Pfeife geraucht, für welche wir den Tabak liefern. Der Wohlgeruch des Tabaks zieht selbst die Trägsten an; die Kinder, welche wissen, daß wir immer Rüsse in der Tasche haben, nach denen sie sehr lüstern sind, drängen sich in die erste Reihe. Dann sprechen wir, so lange die Fassungskraft unserer Herde für einen ernstern Vortrag fähig ist, vom allmächtigen Schöpfer, von seinem göttlichen Sohne Unserm Herrn Jesus Christus und von den anderen Wahrheiten der katholischen Religion.

Am Samstag gehen wir durch die Dörfer des Bezirkes und künden auf den folgenden Tag die Sonntagsruhe und einen längern Unterricht über Gott für alle diejenigen an, welche sich in unserer Wohnung versammeln werden.

Am Sonntag singen wir das Amt in unserer bescheidenen Capelle. Elf unserer Waisen, die als Catechumene aufgenommen wurden, haben den Vorzug, demselben bis zur Opferung beizuwohnen, hernach gehen sie wieder zu ihren Gefährten, die mit dem Volke außen geblieben sind.

Nach dem Amte wird das Zeichen zum Unterricht im Catechismus gegeben. Unsere Zuhörer eilen von allen Richtungen herbei;

wir zählen bis auf dreihundert Männer bei einander; die Frauen versammeln sich ebenfalls in großer Zahl.

Hier wie in vielen Missionen hat sich der liebe Gott unter den Eingebornen ein Werkzeug seiner Absichten auserwählt: es ist unser Häuptling Kisamba. Dieser vortreffliche Mann, der uns seine Ergebenheit bei jeder Gelegenheit gezeigt, ist durch seine Regelmäßigkeit und seine Lernbegierde das Muster des Dorfes. Er ist immer in der ersten Reihe mit seinem Bruder Si Massa. Wenn der Unterricht beendigt und wir fort sind, ergreift er das Wort und wiederholt der Zuhörerschaft das, was gesagt wurde. Einst hörte ich aus Neugierde seine Predigt an; sie enthielt in der Hauptsache folgende Punkte:

„Der liebe Gott ist groß. Er ist gut! Er hat Alles, Alles geschaffen! Er hat den Menschen geschaffen und zwar so: Er nahm ein wenig Erde und hauchte darüber, um ihr eine Seele zu geben. Dann zog er eine Rippe aus dem Manne und machte daraus die Frau; er sagte dann zu ihnen: „Lebet gut mit einander.“ Der liebe Gott ist es auch, der alle andern Dinge gemacht hat. Er gibt uns das tägliche Dugali (Brei) und die Fische des Sees. Er ist gut, der liebe Gott! Er straft aber die Bösen. Derjenige, welcher stiehlt, kommt in das Feuer; der Vater (der Missionär) hat es gesagt.“

„Ja, in das Feuer“, antwortete hierauf einstimmig die ganze Versammlung.

„Derjenige, welcher seinen Nachbar schlägt und tödtet, kommt in das Feuer.“ — „Ja, in das Feuer!“

„Derjenige, welcher den lieben Gott nicht liebt, der kommt in das Feuer.“ — „Ja, in das Feuer!“

IV. Die Quelle, aus der den katholischen Missionen aller Länder der Welt hauptsächlich die Unterstützung zukommt, ist in besonderer Weise „das Werk der Glaubensverbreitung.“ Dieses Werk erfreut sich darum des besonderen Wohlwollens des hl. Stuhles, der ihm den Character einer katholischen Institution zuerkannte und wiederholt den Katholiken der ganzen Welt die Theilnahme an diesem Werke empfahl.

Jeder Katholik und um so mehr jeder Priester verfolgt darum auch mit Interesse das Gedeihen dieses Werkes, weshalb es auch angezeigt sein dürfte, einiges hierüber beizufügen.

Die Gesamteinnahmen dieses Werkes i. J. 1883 betrugen 2.548.206 fl. 78 kr. und haben u. A. hiezu beigetragen: Oesterreich-Ungarn 25.519 fl. 60 kr., Frankreich 1.686.089 fl. 72 kr., Belgien 133.248 fl. 85 kr., Holland 41.721 fl. 48 kr., Deutschland 196.625 fl. 46 kr.,¹⁾ Baden und Württemberg 29.024 fl. 63 kr.,

¹⁾ In obiger Summe sind inbegriffen: von Elsaß-Lothringen 109.179 fl. 40 kr.; von den Diöcesen: Köln 50.213 fl. 24 kr., Münster 18.449 fl. 20 kr.,

Schweiz 28.454 fl. 89 fr., Italien 178.619 fl. 44 fr., Spanien 5376 fl. 46 fr., Portugal 19.589 fl. 80 fr., England und Irland 60.491 fl. 66 fr., verschiedene Bisthümer in Asien 4161 fl. 52 fr., verschiedene Bisthümer in Africa 12.401 fl. 25 fr., Bisthümer von Nord-America 71.140 fl. 54 fr., Bisthümer von Mittel-America 34 fl., Bisthümer von Süd-America 14.134 fl. 44 fr., Bisthümer von Australien und Oceanien 5492 fl. 70 fr.

An diesem Werke theilhaftig ist also auch, wie der vorstehende Ausweis zeigt, die ganze katholische Welt, allerdings die einzelnen katholischen Länder nicht mit gleichem Eifer.

Das Werk der Glaubensverbreitung besteht seit 1822, also bereits 62 Jahre, und es hat die Erfahrung gezeigt, daß diese Art, die katholischen Missionen zu unterstützen, die zweckentsprechendste ist; die mehr localen, partiellen Missionsvereine haben sich nicht bewährt, wie dies auch leicht erklärlich ist. Nehmen wir z. B. die oben geschilderten Verwüstungen in Tong-King und Annam. Es soll den dortigen armen Christengemeinden Hilfe geleistet werden und zwar möglichst schnell und ausgiebig. Wie kann das geschehen? Nur durch eine Einrichtung, wie es das Werk der Glaubensverbreitung ist. So kann den jeweiligen Bedürfnissen, mögen nun solche in diesem und jenem Welttheile sich zeigen, Hilfe werden, ohne daß die Gläubigen immer wieder speciell für dieselben brauchen ins Mitleid gezogen werden.

Der Kreuzherren-Ablatz von 500 Tagen mit Berücksichtigung der neuesten Entscheidung des hl. Stuhles.

Von P. Josef Mayer, Redemptoristen-Ordenspriester in Prag.

I.

Schon wiederholt war in diesen Blättern von dem oben genannten Ablasse die Rede. (Jahrg. 1883 II. Heft und 1884 I. Heft.) Von Jahr zu Jahr werden die Kreuzherrn-Rosenkränze mehr bekannt, und wie es scheint, haben Priester und Ordensfrauen, welche durch die Ungunst der Verhältnisse aus ihrem Vaterlande vertrieben, bei uns ein neues Heim gefunden, viel zu deren Verbreitung beigetragen. Wie aber die in Rede stehenden Rosenkränze stets neue Verehrer gewannen, so fehlte es, besonders in den letzten Jahren, nicht an solchen, welche die betreffenden Ablässe bestreiten, ihre Echtheit läugnen und Mißbräuche tadeln, welche dabei sich eingeschlichen haben sollen.

Trier 15.863 fl. 68 fr., Gnesen und Posen 9335 fl. 54 fr., Paderborn 9309 fl. 60 fr., Breslau 8478 fl., Osnabrück 8026 fl. 2c.